



universität
wien

Vom Schicksalsschlag zum Ruf nach Machbarkeit:

Deutungswandel von Donauhochwassern in Wien vor der großen Regulierung (1780-1862)

André Wimmer, 12137733

Wien, 18. April 2026

Studienkennzahl lt. Studienblatt: UA 198 411

Studienrichtung lt. Studienblatt: BEd Lehramt Sek
Unterrichtsfach Deutsch,
Unterrichtsfach Geschichte
Unterrichtsfach Bewegung und Sport


Betreuung: Dr. Gottfried Liedl, Privatdoz.

Lehrveranstaltung: 2025W 070091-1 BA-Seminar: Stadt und
Land im Zeitalter der Globalisierung -
Geschichte eines Weltbioms



Eidesstattliche Erklärung im Rahmen von schriftlichen Arbeiten

Angaben zum Studierenden	
Matrikelnummer:	12137733
Zuname:	Wimmer
Vorname(n):	André
Studienkennzahl:	198 406, 411 02

Erklärung	
<p>Ich erkläre eidesstattlich, dass ich die Arbeit selbständig angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt und alle aus ungedruckten Quellen, gedruckter Literatur oder aus dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte gemäß den Richtlinien wissenschaftlicher Arbeiten zitiert, durch Fußnoten gekennzeichnet bzw. mit genauer Quellenangabe kenntlich gemacht habe.</p>	
<p>18.04.2026</p>	
Datum	Unterschrift des Studierenden

Inhalt

1. Und täglich grüßt die Donau.....	3
2. Die „wilde“ Donau vor der Regulierung.....	5
2.1 Ursachenforschung im Wandel.....	6
3. Apokalyptik, Fatalismus und Ohnmacht, Phase 1 (1780er Jahre)	9
3.1 Das gesellschaftliche Sprachrohr der Verzweiflung.....	9
3.2 Das Donauweibchen als Personifizierung der Ohnmacht.....	12
4. Trauma und der Ruf nach dem Retter, Phase 2 (Das Hochwasser 1830).....	17
4.1 Christlicher Gemeinsinn und die Inszenierung der Obrigkeit	17
5. Der Diskurs kippt – Die Semantik der Machbarkeit, Phase 3 (1860-1870)	23
5.1 Der heroische Paternalismus am Scheideweg.....	23
5.2 Vom Gotteszorn zum Behördenversagen: Die neue Semantik der Schuldzuschreibung	25
5.3 Die Institutionalisierung der Naturbeherrschung.....	27
6. Was von der Donau bleibt.....	30
7. Literaturverzeichnis	32

1. Und täglich grüßt die Donau...

Die Beziehung zwischen Wien und der Donau ist historisch von einer fundamentalen Ambivalenz geprägt: Der Fluss war Lebensader für Handel und Energiegewinnung, aber zugleich ständige Bedrohung für die Stadtstruktur und ihre Bewohner. Entwicklungen der Stadt, Fortschritte in der Technik und die Umwälzung dieser auf die Umwelt sind stark miteinander verflochten, die Suche nach Umsetzungsmöglichkeiten und Lösungen dieser schwierigen Verhandlungspartner gestaltete sich jedoch als komplexer Prozess.

Die durch den Voralpenraum und zahlreiche Länder fließende Donau bahnte sich Jahrtausende lang ohne menschlichen Eingriff ihren Weg und so, wie es ihr die Natur erlaubte. Erst mit der Besiedlung des Donauraums kam die Frage auf, wie man sich ihren natürlichen Flussweg zunutze machte, wenngleich der Gedanke der Hege des unberührten Landschaftsbildes erst spät hinzukam. Als wichtiger Handelskorridor und wichtige Ressource für Landwirtschaft, später auch für Industrie und Energieerzeugung, stellte der Fluss nicht nur ein wirtschaftliches Gut, sondern auch einen zentralen Lebensraum dar. Den Nutzen, den sie den Menschen versprach, quittierte sie mit folgeschweren Ereignissen: Unvorhersehbare Katastrophenhochwässer und Überflutungen stellten den Ausgangspunkt für Regulierungsmaßnahmen dar, welche nun seit knapp mehr als 300 Jahren unzertrennlich zur Stadtgeschichte Wiens wie die Habsburger zur Geschichte Europas gehören. Erste Maßnahmen, sich der Willkür der Natur nicht mehr beugen zu müssen, stellten großmaßstäblich angelegte Regulierungsversuche ab dem 19. Jahrhundert dar – nachdem die 1830 und 1862 auftretenden verheerenden Ereignisse die Verwundbarkeit der Stadt Wien gezeigt hatten, entschied man sich für aufwändige bauliche Maßnahmen, um der Bevölkerung Schutz zu gewähren. Diese Maßnahmen wurden in unterschiedlicher Qualität und Quantität als Schutzdämme, Wälle oder letztlich den Donauregulierungen realisiert. Ebenso wie sich groß angelegte Regulierungsversuche und Herangehensweisen zur Prävention von Hochwassern änderten, liegt diesem bautechnischen Wandel auch ein semantischer zugrunde.

Es geht um die Frage, wie Katastrophenereignisse wie Hochwässer und Eisstöße sprachlich verarbeitet, gedeutet und instrumentalisiert wurden. Die vorliegende Arbeit widmet sich dem Transformationsprozess jedoch nicht aus einer rein hydrologischen oder bautechnischen Perspektive. Vielmehr steht die linguistisch-semantische Ebene im Zentrum der Untersuchung. Die zentrale Leitfrage lautet: Wie verändern sich die Deutungsmuster und semantische Zuschreibungen von Donauhochwassern in Wiener Medien und gesellschaftlichen Erzählungen

im Zeitraum zwischen 1770 und 1870? Das Ziel der Arbeit ist es aufzuzeigen, dass die großmaßstäbliche Donauregulierung der 1870er Jahre nicht allein ein Resultat technischer Fortschritte war, sondern auch das Ende eines langen diskursiven Prozesses markiert. Die Arbeit schließt damit eine Forschungslücke, indem sie den semantischen Wandel als notwendige Voraussetzung für die physische Umgestaltung des Bioms Donau begreift.

Um diesen Wandel nachzuzeichnen, wird eine qualitative Diskursforschung angewandt. Die Untersuchung erfolgt anhand eines historischen Längsschnittes, der es erlaubt, die mediale und gesellschaftliche Transformation über einen Zeitraum von rund 100 Jahren zu verfolgen. Dabei wird ein multidisziplinärer Quellenapparat herangezogen, um die verschiedenen Schichten des Diskurses freizulegen. Frühaufklärerische Texte sowie amtliche Diskussionen bilden die Grundlage für die Analyse der „Experten-Perspektive“, literarische Zeugnisse als auch Sagen wie das Donauweibchen illustrieren die mythisch-moralische Verarbeitung der Gefahr während zeitgenössische Medienberichte einen detaillierten Blick auf die öffentliche Meinung und die herrschenden Deutungsmuster im Moment der Katastrophe erlauben. Um nicht an der Fülle an vorhandenen Medien zu ertrinken, wird eine spezifische Selektion von Medien unerlässlich sein, um einen genaueren Blick auf ausgewählte Hochwasserereignisse werfen zu können.

Die Analyse ist chronologisch in drei signifikante Phasen unterteilt, die jeweils einen spezifischen Typus der Katastrophenbewältigung repräsentieren. Im ersten Abschnitt werden die unregulierte Flusslandschaft und das Katastrophenjahrzehnt 1770 näher beleuchtet. Die Ohnmacht der Stadtgesellschaft spiegelte sich in einem fatalistischen Diskurs wider. Die darauffolgende Phase thematisiert das Eisstoßhochwasser von 1830 und damit den Übergang zum heroischen Paternalismus. Die herrschende Elite wird als rettende Instanz inszeniert, um die fehlende technische Sicherheit moralisch zu kompensieren. Schließlich weicht die Zuschreibung der mythischen Bedrohung der Donau in der letzten Phase der technischen Beherrschbarkeit. Die Natur wird nun als beherrschbares Objekt begriffen, der Ruf nach heroischen Rettern wird durch die ungeduldige Forderung nach großtechnischen Lösungen ersetzt. Die Arbeit schließt mit einer Synthese der Ergebnisse, die den Weg vom Schicksalsschlag zur technologischen Beherrschbarkeit zusammenführt.

2. Die „wilde“ Donau vor der Regulierung

„Es ist ein Jahrhunderte dauerndes, mühseliges Ringen menschlicher Technik mit der Elementarkraft des Stromes“¹ – Die Zähmung der „wilden“ Donau durch Menschenhand stellte sich eher als Danaidenarbeit als ein einfaches Unterfangen dar. Der menschengemachte Landschaftswandel bedeutete gleichzeitig einen Einschnitt in die Rechte der Natur; was gilt als beherrschbar und wem gilt sich zu unterwerfen? Hydrologische Innovationen stehen im Zeichen menschlicher Begierde, die Natur sich einzuverleiben und sich an ihr zu bereichern. Die Überzeugung, der Mensch hätte das Recht die aus seiner Sicht fehlerhafte Natur zu reparieren, stünde über dem natürlichen Landschaftsbild.²

Für den in dieser Arbeit gewählten Zeitraum zwischen 1770 und 1870 ist eine enorme Abundanz an Hochwasserereignissen festzustellen. Sich jeder einzelnen Überschwemmung und jedem Eisstoß zu widmen, würde den Rahmen der Diskursanalyse sprengen. Daher orientiert sich die Untersuchung an drei einschneidenden historischen Phasen – den 1780er, dem Jahr 1830 und den frühen 1860er Jahren – welche den Weg zur großen Regulierung abbilden. Der Impuls, die Donau zu „reparieren“, entspringt den Diskursen der vorangegangenen Jahrzehnte der 1860er. Um den Ursachenverlauf zu schildern, muss jedoch ein zeitlicher Sprung 100 Jahre vor die Regulierung gemacht werden.

Als eines der älteren Dokumente zur Ursachenanalyse, Abwehr und Regulierung von Flusslandschaften dient das Werk des Tiroler Naturforschers Franz Seraphin von Zallinger zum Thurn als Ausgangspunkt aufklärerischer Ideale. Zallinger kann unter anderem als Wegbereiter der Regulierung und der meteorologischen Ursachenbeschreibung von Hochwassern gesehen werden. Während andere Sichtweisen zur Publikation von Zallingers Werk um 1779 und auch Jahrzehnte später Hochwasser noch als gottgegebene Schicksalsschläge wahrnahmen, argumentiert Zallinger in seinem Text bereits sehr technologisch. Seine distanziert rationale Positionierung erlaubt es ihm, einen klaren Blick auf die Verhältnisse der Überschwemmungen zu werfen und über Mittel der Abhilfe wie Wälle oder Dämme nachzudenken, ohne von seiner wissenschaftlichen Position abzuweichen.

¹ Thiel, Viktor: Geschichte der Donauregulierungsarbeiten bei Wien. 1. Teil, Von den ältesten Nachrichten bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts. Wien 1903, S. 119.

² Blackburn, David: Landschaften der deutschen Geschichte (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 217). Göttingen 2016, S. 222f.

2.1 Ursachenforschung im Wandel

Der Text Zallingers markiert in einer Art den Beginn des rationalen Diskurses um die technische Regulierung von Flusslandschaften – ganz im Sinne aufklärerischer Ideale. Wie seiner Definition einer Überschwemmung bereits zu entnehmen ist, sieht er die Motive in der Natur und weniger in idiosynkratischem Gotteswille:

Unter dem Namen Ueberschwemmung verstehe ich alles jenes Uebel, welches in unseren Landen aus der Anschwellung der Flüsse und Bäche erfolgt, bey solcher Ereigniß das Wasser nicht allein die Ufer übersteigt, und sich auf dem festen Lande ausbreitet, (welches noch erträglich wäre) sondern auch nicht selten die Ufer sammt den entgegengesetzten Dämmen und Wehren zu Boden leget, und von dem festen Land abreisset, die Felder auch mit einer ungeheuren Menge Kiesel und Steinen überzieht und verheeret.³

Seine These lautet nun, dass die allgemeinen Überschwemmungen in Tirol übermäßige Regengüsse und aufgelösten Schnee als Ursachen haben, womit die vielen kleinen Flüsse und Bäche anschwellen und sich nur in die Hauptflüsse entleeren können.⁴ Er beschreibt darüber hinaus, dass durch die „Tiefe der Grundwege [...] durch abgelegten Sand und Kiesel [diese Tiefe] immer [mehr] vermindert“⁵ – hier spricht der Naturforscher von den Fluss- und Bachbetten – und damit die Durchflussmenge künstlich erhöht wird. Es die Pflicht der Menschen, diese Reinigung der Rinnsale, wengleich mit Maschinen, vorzunehmen, ansonsten würden sich diese Katastrophen in ihrer Häufigkeit und Intensität vermehren.⁶

Zallinger entmystifiziert damit das Hochwasser als Katastrophe, indem er den fatalistischen Gedanken einer Geißel Gottes verwirft und physikalisch – heutzutage würde man eher meteorologisch meinen – anhand Wetter- und Klimaphänomenen begründet. Er sucht Antworten in der Kausalität anstatt des Fatalismus und schreibt dem Menschen eine gewisse Handlungsfähigkeit und -notwendigkeit in seiner Folgeabhandlung „Von den Hilfsmitteln wider die Ueberschwemmungen in Tyrol“⁷ zu, welche ihm erlauben, sich gegen diese Katastrophen zu schützen.

Um eine modernere Sichtweise auf die Donau und damit den ersten, größeren Wandel der Ursachenanalyse zu zeigen, dient ein Werk Viktor Thiels. Der österreichische Generalstaatsarchivar leitete in seinem zu Beginn des 20. Jahrhunderts veröffentlichten Werk, welches die Geschichte der Donauregulierungsarbeiten von den ältesten Nachrichten bis zur

³ Zallinger zum Thurn, Franz Seraphin von. Abhandlung von den Ueberschwemmungen in Tyrol. Innsbruck 1779, S. 28.

⁴ Zallinger, Abhandlung, 34ff.

⁵ Zallinger, Abhandlung, 115.

⁶ Zallinger, Abhandlung, 115-118.

⁷ Zallinger, Abhandlung, ab S. 69.

Erscheinung der Arbeit im Jahr 1903 behandelt, nun ab, dass auf der linken Uferseite fortwährend Schäden wie Brüche und Risse zur Entwicklung neuer Arme führten, auf der rechten Uferseite gen Wien sich jedoch Gestein und Geröll ablagerte.⁸ Dies führte langfristig zur Versandung und Flussakkumulation, sodass es durch diese Ablagerungen unmöglich schien, den Donauhandel aufrecht zu erhalten. Um eben diesen Handel bis unmittelbar an die Stadt heran aufrechtzuerhalten, reagierte man mit Wasserbauten im 16. und 17. Jahrhundert. Der Schutz der Bevölkerung vor Katastrophenhochwässern war neben militärisch-strategischen Rücksichten jedoch von zweitrangiger Bedeutung. Erst ab dem 18. Jahrhundert, besonders unter Josef II., lässt sich ein massiver Anstieg an Wasserbauten wie Uferschutzbauten, Ablenkungsleitwerke der Strömung, Wehre oder Schutzdämme gezielt zum Schutz vor Überschwemmungen verzeichnen.⁹

Regulierungsarbeiten an der Donau wurden, wie sich ableiten lässt, also bereits schon Jahrhunderte vor des großmaßstäblich angelegten Eingriffs Ende des 19. Jahrhunderts durchgeführt. Ein großer Anstieg an Wasserbauten und Maßnahmen zur Abwehr ist vorrangig nach Katastrophenhochwässern zu sehen – vor allem ab dem späten 16. Jahrhundert um 1560/70, nach Eisstößen zwischen 1750 bis 1790 und besonders nach dem Eisstoß ab 1830.¹⁰ Das 18. Jahrhundert weist mehr als die doppelte Anzahl an Hochwässern auf als in den zwei Jahrhunderten zuvor,¹¹ damit hängt auch der abrupte Anstieg an Wasserbaumaßnahmen zusammen.¹²

Diese Extremwetterereignisse sind de facto nicht zufälliger Natur sondern resultieren aus den klimatischen Schwankungen der Kleinen Eiszeit. Diese Periode voller feuchtkalter Sommer und intensiver Kältephasen war nicht nur für schlechtere Erntephasen, sondern auch für Schneeschmelzen und starke Regengüsse verantwortlich – somit lässt sich deduzieren, dass neben anderen Faktoren die ersten wärmeren Jahre, vor allem ab den Jahrzehnten nach 1700, zumindest für Eisstöße verantwortlich sein müssten. Diese Junktimierung von intensiven Kältephasen und plötzlich einhergehenden Erwärmungen resultiert mitunter anderen Ursachen in den Eisstößen ab der Mitte des 18. Jahrhunderts. Nicht zufällig scheinen daher der 1708/09 einfallende kälteste Winter und der im Jahr 1757 verzeichnete wärmste Sommer im Zeitraum

⁸ Thiel, 1. Teil, 127ff.

⁹ Hohensinner, Severin: Historische Hochwässer der Wiener Donau und ihre Zubringer (Zentrum für Umweltgeschichte Bd. 1). Wien 2020, S. 12.

¹⁰ Hohensinner Severin, Hahman Andreas: Historische Wasserbauten an der Wiener Donau und ihren Zubringern (Zentrum für Umweltgeschichte Bd. 2). Wien 2020, S. 9-16.

¹¹ Hohensinner, Historische Hochwässer, 12.

¹² Hohensinner, Historische Wasserbauten, 14.

zwischen 1500 und 2000¹³ als auch die in den kommenden Jahren verheerenden Eisstöße. Neben den Schwankungen der Temperatur mutmaßen auch einige Experten, dass die Hochwassersituationen ab 1784 mit dem Vulkanausbruch des Laki in Island im Vorjahr zusammenhängen.^{14, 15} In der Folge der Eruption waren die Sommer- und Wintermonate von extremen Temperaturanomalien geprägt. So ließ sich für die Winter des 18. Jahrhunderts eine Durchschnittstemperatur von $-0,91^{\circ}\text{C}$ rekonstruieren – eine Abweichung von $-0,74^{\circ}\text{C}$ gegenüber den Werten des späten 20. Jahrhunderts. Auch die Niederschlagsmengen lagen deutlich über dem modernen Niveau: in den Sommermonaten des 18. Jahrhunderts fiel rund 10% mehr Niederschlag als im Vergleichszeitraum 1971-2000.¹⁶

Diese Periode voller Aufzeichnungen von feuchtkalten Sommern, intensiveren Kältephasen und erhöhten Niederschlägen wird nicht umsonst als „Krisenzeitalter“ bezeichnet. Es kann somit mit gutem Gewissen angenommen werden, dass die Kleine Eiszeit und ihre Treiber eine größere Rolle in der Hochwassergeschichte Wiens einnehmen, als vermutet. Die Kleine Eiszeit und ihre Extremwettersituationen zeigen musterhaft die Verwundbarkeit und die Ohnmacht der prämodernen Stadtgesellschaft. Doch wie ging die Gesellschaft mental und sprachlich mit dieser Bedrohung um? In den folgenden Kapiteln wird der Fokus von der klimatologischen und hydrologischen Faktizität gelöst und gezielt auf den semantischen Wandel gerichtet.

¹³ Mauelshagen, Franz: Klimageschichte der Neuzeit. Darmstadt 2010, S. 60-65.

¹⁴ Hohensinner, Historische Hochwässer, 10.

¹⁵ Sirocko, Frank (Hg.): Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung. von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert. Darmstadt 2009, S. 175.

¹⁶ Mauelshagen, Klimageschichte, 67.

3. Apokalyptik, Fatalismus und Ohnmacht, Phase 1 (1780er Jahre)

Wie aus dem vorangegangenen Kapitel ersichtlich wurde, stand das ausgehende 18. Jahrhundert im Zeichen massiver Hochwasserkatastrophen infolge klimatologischer Krisen. Besonders zum Jahrhundertwechsel hin verschärft sich die Situation für die Bewohner und Bewohnerinnen Wiens. Das Jahrzehnt der 1780er war also ein sehr krisenbehaftetes: Mit insgesamt mehr als 100 registrierten Hochwassern und damit den meisten in der zweiten Hälfte des Jahrtausends¹⁷, schlug nicht nur diese schiere Anzahl, sondern auch die Fülle an Schutzwasserbauten zu Buche.

Um die Analyse des erwarteten semantischen Wandels zu fundieren, wird im Folgenden dieses Jahrzehnt in den Fokus gerückt. Zur Untersuchung dienen ausgewählte Berichte der Wiener Zeitung aus den Jahren 1784 und 1785 sowie die volkstümliche Sage vom „Donauweibchen“. Während die Sage die mythologische Personifizierung des Flusses im kollektiven Gedächtnis widerspiegelt, worauf im Unterkapitel 3.2 genauer eingegangen wird, liefert die zeitgenössische Berichterstattung ein ungeschöntes Bild der gesellschaftlichen Ohnmacht. Die semantische Analyse dieser Berichte zeigt deutlich, dass der öffentliche Diskurs noch weit von einem sachlich-technischen Krisenmanagement entfernt war. Vielmehr dominierten fatalistische Narrative, religiöse Heilsversprechen und eine Sprache der kriegerischen Überwältigung.

3.1 Das gesellschaftliche Sprachrohr der Verzweiflung

Ein Blick in damalige Quellen offenbart eine Berichterstattung, die sich eines hochemotionalen und geradezu apokalyptischen Vokabulars bedient. So berichtet die Wiener Zeitung Anfang März 1784 über die Situation in Prag: Die Nacht zum 28. Februar habe „die traurigsten Szenen dar[geboten], und drohte uns einen fürchterlichen Untergang“¹⁸. Auch nach Abklingen der unmittelbaren Gefahr dominiert in den Berichten über Österreich das Leid: Es wird von „überstandenen Drangsalen“ und dem „gegenwärtigen Elende“ der Betroffenen gesprochen.¹⁹ Auffällig ist hierbei, dass das Hochwasser weniger in hydrologischen Parametern gemessen wird, sondern in der emotionalen Erschütterung und der schieren Zerstörungskraft, wie etwa

¹⁷ Hohensinner, Historische Hochwässer, 12.

¹⁸ Wiener Zeitung, 06.03.1784, S. 467.

¹⁹ Wiener Zeitung, 13.03.1784, S. 522.

dem Einsturz von „bey 40 Häuser[n]“ in Ebersdorf und Schwechat, wo das Eis noch „über eine Strecke von 1½ Stunden im Umkreis“ herrscht.²⁰

Diese sprachliche Überwältigung korrespondiert mit einer tiefgreifenden Ohnmacht der Bevölkerung, die dem Naturereignis fatalistisch gegenübersteht. Ein besonders eindrückliches Beispiel für diese Haltung liefert ein Bericht vom 10. März 1784:

Einer der traurigsten Anblicke war es, wie gegen 27 Personen von einer Mauer zu andern kletterten, um dem nacheilenden Wasser zu entgehen. Da standen sie endlich auf einer Gartenmauer mit zusammengewundenen Händen, hielten ein Krucifix vor, schrien um Hilfe, und da diese ausblieb, um einen Geistlichen. Schon war das eine Eck des Gartenhauses losgerissen, und die Unglücklichen erwarteten weinend ihren Tod, und erhielten bereits die Generalabsolution; als zwey Soldaten [...] sich auf einem kleinen Nachen hinüberwagte, und mittels einiger Leitern und Seile alle 27 Menschen nach und nach glücklich auf festen Boden brachten. Indessen vermisset man doch noch heute 30 Personen, und der erlittene Schade beläuft sich wohl auf 50000 Gulden.²¹

In Erwartung ihres nahen Todes empfangen sie bereits die „Generalabsolution“, bevor sie im letzten Moment doch noch durch Soldaten mit Booten und Leitern gerettet wurden. Dieses Narrativ veranschaulicht treffend die damalige Mentalität: Angesichts der ungebändigten Naturgewalt kapitulierte die zivile Handlungsfähigkeit zugunsten der Todesannahme und des Wunsches nach geistlichem Beistand. Die Katastrophe wurde als unvermeidliches, höchstens religiös zu tröstendes Schicksal hingenommen.

Wenn der Staat oder die Obrigkeit versuchte, der Naturkatastrophe Herr zu werden, mangelte es noch an adäquaten wasserbaulichen Strategien. In der Not griff man, aus heutiger Sicht, überraschenderweise auf militärische oder brachiale Methoden zurück, wodurch der Fluss semantisch und praktisch wie ein feindlicher Angreifer behandelt wurde. So waren an der Donaubrücke zwar einfache „Arbeitsleute vorhanden, welche die Eisscholle zerbrachen, um sie in leichteren Gang zu bringen“²², doch um einen hartnäckigen Eisstoß aufzubrechen, wählte ein Oberst wohlgermerkt einen waghalsigeren Ansatz:

Man behauptete, daß die Brücken den Eisstoß aufhielten; allein dieses Vorgehen ist gegen die Erfahrung; denn der erste Stoß setzte sich bey dem Einflusse des Wiener-Canals nächste Nußdorf an; der zweyte etwas oberhalb der Leopoldstädter Cavaleriekasärne ; der dritte bey dem scharfen Eck ; letzterer war so hartknäckig, daß der Hr. Obriste schon Anstalten gemacht hatte, Kanonen aufzuführen, und mit Kettenkugel darin feuern zu lassen; da es aber in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage nicht gefroren, also das Eis sich

²⁰ Wiener Zeitung, 06.03.1784, S. 467.

²¹ Wiener Zeitung, 10.03.1784, S. 496.

²² Wiener Zeitung, 03.03.1784, S. 438.

nicht verstärkt, sondern im Gegentheil durch das Aufschwellen des Wassers während der Nacht sich allmögich geschwächte hatte, so gieng man von jenem Vorhaben ab.“²³

Ein Bericht der sogenannten Churbaierischen Intelligenzblätter vom November 1784 liefert ein noch drastischeres Beispiel für dieses militärische Framing. Obwohl der Verleger nicht in Wien hausiert, bestätigt folgendes Zitat erneut die These, dass im 18. Jahrhundert technisch-sachliche Logik militärischem Zutun weichen musste. Um einen festsitzenden Eisstoß zu lösen, wird detailliert die Konstruktion und Versenkung von Sprengkörpern unter dem Eis beschrieben:

Mittel, um einen starken Eisstoß, der zu lange sitzen bleibt, und mit Ueberschwemmung droht, gehend zu machen. [...] Man mache, wo das Eis am dicksten ist eine Oefnung von ungefehr 2 Schuh. Man fülle eine Bombe; auf die Brandröhre setze man eine hölzerne oder blecherne Röhre um das Pulver gegen das Eindringen des Wassers zu schützen ; die Bombe versenke man mit Hilfe einiger Kreuzstricke unter dem Eise ins Wasser bis auf 3 oder 4 Schuh, und sprengte sie. Das Eis muss dadurch auf eine ziemliche Strecke im Umkreise zu Trimern gehen. Eben dieses nehme man an mehrern Orten vor, ungefähr in einer Entfernung von 6 bis 8 Klaftern. Es ist also wohl werth, dass man jede Gegend, wo das Wasser in solchen Fällen grosse Schäden verursacht, mit Bomben versehe. [...] und ist ja wohl besser, wenn es zur Rettung des Menschen als zu dessen Tödtung verwendet wird.²⁴

Dass hierbei kriegerisches Arsenal gegen die Naturgewalt eingesetzt wird, legitimiert der Verfasser mit einem bemerkenswerten moralischen Argument, es sei „ja wohl besser, wenn [das Pulver] zur Rettung des Menschen als zu dessen Tödtung verwendet wird“. Diese Textstelle ist für den Deutungswandel hochgradig relevant, da sie den Übergang von kriegerischer Gewalt zur zivilen Naturbeherrschung eindrücklich markiert.

Gleichzeitig deuteten sich in den Berichten des Jahres 1784 parallel zur militärischen Bekämpfung bereits erste rationale Ansätze einer physischen und behördlichen Vorbeugung an. So forderte man in den Churbaierischen Intelligenzblättern im März 1784, „das ankommende Eis durch genugsam aufzubietende Mannschaft mittels grosser mit Eisen beschlagener Stangen bei Zeiten entzwei zu stossen“²⁵ – dass dies nicht nur an der Wiener Donau gängige Praxis war, zeigt diese Textstelle. Der Bericht verweist explizit darauf, dass aufgrund des starken Winters die „vorgeschriebene Praecautiones mehr als bei andern Wintern nöthig sind“.²⁶ Dass aus diesen traumatischen Ohnmachtserfahrungen langsam ein präventives Krisenmanagement

²³ Wiener Zeitung, 10.03.1784, S. 494.

²⁴ Churbaierische Intelligenzblätter, 12.11.1784, S. 378f.

²⁵ Churbaierische Intelligenzblätter, 23.03.1784, S. 94f.

²⁶ Churbaierische Intelligenzblätter, 23.03.1784, S. 95.

erwuchs, belegt auch ein Bericht der Wiener Zeitung aus dem Februar des Folgejahres 1785. Aus Sorge vor einer Wiederholung der Eisstöße wurden in Prag polizeiliche Vorbeugungsmaßnahmen, also „nöthige Anstalten“ getroffen:

Die Zurückerinnerung an den vorjährigen gefährlichen Eisstoß, und die dadurch verursachte Uiberschwemmung verbreitet heuer schon im voraus unter den hiesigen Einwohnern viel Furcht und Besorgniß. Um diese zu beruhigen, und aller möglichen Gefahr bey Zeiten vorzubeugen, werden unterdessen alle nöthigen Anstalten getroffen. Ober der Wehre und unter derselben ist das Eis der Moldau gelichtet worden, um das Brechen desselben zu befördern; so sind auch die neuen vor den Brückenpfeilern aufgestellten Eisböcke vom Eise abgelöset worden u.d.gl. Obschon man hiedurch der Uiberschwemmung vorzubeugen hoft, so hat die Polizey jedoch auf den Fall derselben in allen Gassen, die der Gefahr am meisten ausgesetzt sind, Schiffe, Pletten, und Kähne ausstellen lassen, die zur Rettung und Zufuhr nothig seyn könnten. Die Mühler und Bäcker haben Befehl erhalten, so viel Vorrath, als möglich, sich anzuschaffen [...]. Die Anwohner des Wassers bringen ihre beßten Sachen in die obern Stockwerke, oder in andere sicher gelegene Häuser.²⁷

Diese Kombination aus roher Körperkraft, militärischem Sprengstoffeinsatz und den behördlichen Vorbeugungsmaßnahmen illustriert den beginnenden Paradigmenwechsel am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Gesellschaft begann ihre fatalistische Ohnmacht schrittweise abzustreifen und den Fluss von einer rein göttlichen Heimsuchung in eine bekämpfbare, wenn auch vorerst nur brachial zu bewältigende Entität zu verwandeln. Dieser Wandel legte den semantischen Grundstein für den späteren Ruf nach technischer Machbarkeit und groß angelegter Regulierungen im 19. Jahrhundert.

3.2 Das Donauweibchen als Personifizierung der Ohnmacht

Ein Blick in die populäre Kultur jener Zeit zeigt, dass der rationale Ansatz Zallingers im späten 18. Jahrhundert noch keineswegs die breite gesellschaftliche Wahrnehmung dominierte. In Karl Friedrich Henslers 1798 uraufgeführtem Singspiel „Das Donauweibchen“²⁸ wird der Fluss keineswegs als berechenbares hydrologisches System, sondern als rachsüchtige und unbezwingbare Nixe namens Hulda personifiziert. Diese mythologische Überhöhung des Flusses spiegelt die reale Ohnmacht der Wiener Bevölkerung wider: So wie der Ritter Albrecht dem Willen der Nixe und ihren Naturgewalten schutzlos ausgeliefert ist, so fatalistisch ertrug

²⁷ Wiener Zeitung, 16.02.1785, S. 358f.

²⁸ Hensler, Karl Friedrich: Das Donauweibchen, Erster Theil. Ein romantisch-komisches Volksmärchen mit Gesang in drey Aufzügen, nach einer Sage der Vorzeit. Wien 1798.

die Stadtgesellschaft wiederkehrenden Hochwasserkatastrophen als unkontrollierbares Schicksal. Ich erlaube mir einen etwas genaueren Blick darauf:

Das Stück handelt von dem Ritter Albrecht von Waldsee, der auf dem Weg ist, sich mit der Burgtochter Bertha zu vermählen. Albrecht hatte jedoch Jahre zuvor, während er Schutz vor einem Unwetter suchte, eine Liebschaft mit einem vermeintlichen Köhlermädchen, aus der ein Kind namens Lilli hervorging. Dieses Köhlermädchen offenbart sich nun als Hulda, die mächtige Nixe der Donau (das Donauweibchen). Hulda versucht mit magischen Mitteln, Erscheinungen und der Hilfe anderer Nixen, Albrecht an sich zu binden und die Hochzeit mit Bertha zu verhindern. Sie fordert von ihm nicht die gänzliche Trennung von seiner irdischen Braut, sondern verlangt als Tribut, dass er ihr drei Tage im Jahr in ihrem Unterwasserschloss gehört. Hulda erscheint schließlich am Tag der Hochzeit von Bertha und Albrecht als reisende Sängerin auf der Burg. Beim Hochzeitsfest offenbart sie ihre wahre Macht: Unter Blitz, Donner und dem Einsturz von Mauern entführt sie Albrecht in ihre leuchtende Nixen-Grotte auf den Grund der Donau.

Das Singspiel vertritt in mehreren Ansichten die Position, die ich in meiner Arbeit zu verteidigen versuche. Es ist einerseits ein kulturhistorisches Zeugnis für die Wahrnehmung der Donau vor der großen Regulierung, andererseits ein Spiegel der Zeit, wie Sagen die Gesellschaft im Zuge großer Veränderungen zu sensibilisieren versuchten. Während Naturforscher wie Zallinger ab 1779 bereits versuchten, das Hochwasser rational zu entmystifizieren und meteorologisch zu erklären, zeigt die populäre Kunst und Literatur, wie in Henslers Donauweibchen, dass im kollektiven Gedächtnis und in der Semantik der Gesellschaft die Donau noch stark mythologisiert war. Die Donau wird noch nicht als hydrologisches System verstanden, sondern als mystisches Wesen mit eigenem Willen. Hulda ist faszinierend, verführerisch und lebensspendend:

Albrecht: [...] ‘Was ist das? Welch ein unsichtbares Wesen umschwebt mich?’ (Man hört über dem Wasser eine sanfte Melodie.)

Hulda: ‘In meinem Schlosse ist's gar fein / Komm, Ritter! kehre bei mir ein. / Mein Schlößchen ist gar schön gebaut, / Du findest eine reiche Braut.’

Albrecht: ‚Was hör ich? Der Gesang scheint vom jenseitigen Ufer zu kommen; sollte wohl meine Braut hier lustwandeln, und so einladend singen? [...] Sonderbar! woher tönt dieser schmelzende Gesang?’ [...]

Bei den letzten Worten theilt sich die Fluth. Hulda erscheint, breitet ihren weissen Schleier auf, und setzt Lilli darauf.²⁹

²⁹ Hensler, Das Donauweibchen, 6f.

In anderen Szenen bringt sie beispielsweise Reichtum in Form einer goldenen Spindel, die nur Gold spinnt.³⁰ Gleichzeitig birgt das Donauweibchen Hulda zerstörerische Gewalt, Rachsucht und Unkontrollierbarkeit:

Hulda: (Sie nähert sich Berthen, und nimmt ihr den Brautkranz vom Kopf.) Durch meine Macht sollt ihr verblendet seyn. / Die Erde beb' - die Mauern stürzen ein. / Denn anderswo wird diese Nacht / Der Liebe Opfer dargebracht!⁴

(Sie versinkt mit Albrecht. Dunkle Finsterniß umgiebt den Saal, Blitze durchkreuzen sich, und der Donner rollt schrecklich. Alles geht angstvoll umher.)

Chor: Der Donner rollt, die Erde zittert, / Die Feste wankt vom Sturm erschüttert - / Die Blitze kreuzen durch die Luft, / Hinaus aus dieser düstern Kluft.³¹

Huldas Erscheinungsbild ist mit der historischen Ambivalenz der Wiener Donau gleichzusetzen, sowohl als Lebensader als auch Bedrohung gelesen verschwimmen die Grenzen zwischen Nutzen und Zerstörung. Die Personifizierung der unberechenbaren Natur als Hulda scheint Hensler abgestimmt auf die vorangegangenen Ereignisse getan zu haben. Das Singspiel wurde nur wenige Jahre nach der verheerenden Dekade der Katastrophenhochwässer 1780 uraufgeführt.

Des Weiteren lässt sich die Rolle der Bevölkerung im Stück analog zur Geschichte erklären. Huldas Forderung, Albrecht müsse ihre „drey einzige Tage im Jahr“³² gehören, lässt sich metaphorisch auf die Realität der Wiener Bevölkerung übertragen. Die Donau duldet die Menschen an ihren Ufern, forderte aber regelmäßig in Form von Eisstößen oder Hochwassern ihren „Tribut“. Diese Machtlosigkeit der Menschen der Naturgewalt gegenüber sticht auch am Ende des Singspiels hervor: die Magie der Nixe lässt die Burgbewohner bei der Hochzeit machtlos dastehen, Mauern stürzen ohne weiteres Zutun ein und Blitze kreuzen den Prunksaal. Das Narrativ der Katastrophe wird hier metaphorisch aufgebläht.

An diesem Punkt muss festgehalten werden, dass die Volkssage „Das Donauweibchen“ nicht von Hensler erschaffen wurde. Das Donauweibchen mag ein Ergebnis uralter europäischer Traditionen sein, sich Natur- und Wassergeister wie Nixen, Undinen oder Sirenen als übernatürliche Wesen vorzustellen. Um die unberechenbare und todbringende Naturgewalt der Donau fassbar zu machen, könnten sich vor allem Fischer und Uferbewohner die Geschichte rund um das Donauweibchen gesponnen haben. Im Gegensatz zu Henslers Stück, der die Sage melodisch aufbaut und dem Donauweibchen rein zerstörerische und umwälzende Elemente in die Hand legt, zeigen ältere, nicht datierbare Versionen andere Gesichter. In einer schriftlich

³⁰ Hensler, Das Donauweibchen, 25.

³¹ Hensler, Das Donauweibchen, 95.

³² Hensler, Das Donauweibchen, 46.

festgehaltenen Version soll das Donauweibchen zwei Fischer, einem Vater und seinen Sohn, vor einem herannahenden Hochwasser, verursacht durch einen Eisstoß, gewarnt haben.

‘Erschreckt nicht’, sagte sie, ‘ich tue euch nichts zuleide; ich komme nur, euch zu warnen. Bald wird Tauwetter eintreten, das Eis des Stromes wird krachend in Stücke gehen, die Hochflut wird sich über die Auen ergießen. Seid auf der Hut und flieht weit in das Land hinein, sonst seid ihr verloren.’ Die beiden Männer wussten nicht, ob sie wachten oder träumten, denn so plötzlich, wie die Wassernixe gekommen war, war sie auch verschwunden. Aber sie hatten sie doch beide gesehen und ihre liebliche Stimme gehört.³³

Wiederum eine andere Version setzt die Geschichte fort und quittiert das Weiterleben aller Fischer, die von Vater und Sohn gewarnt wurden, mit dem baldigen Verschwinden des Fischersohnes, welcher durch die verführerischen Züge der Nixe sehnsüchtig nach ihr auf der Donau gesucht haben soll und eines Tages nicht mehr zurückkommt.³⁴ Interessant an dieser Stelle ist auch der Fakt, dass das Donauweibchen bereits von den möglichen meteorologischen Folgen der Vereisung des Flusses Bescheid wusste und die Fischer warnte. Natürlich muss diese Beobachtung einem Erzähler in natura aufgefallen sein, welcher das Brechen des Eises im Zuge eines Tauwetters und das damit einhergehende Hochwasser in die Sage miteingebunden haben muss. Da leider keine älteren Versionen zu finden sind, lässt es sich nicht prüfen, ob zu einer gewissen Zeit eine andere Ursache für die Überschwemmung angenommen wurde.

Des Donauweibchens romantisches Erscheinungsbild in Henslers Singspiel vermag die destruktive Wirkung der Donau etwas zu schmälern, indem er der Sage eine Form gibt und die Donau als wilde, unberechenbare aber von unbeschreiblicher Schönheit strahlende Hulda personifiziert. Neben Hulda als Donauweibchen gibt es noch zahlreiche andere Sagen, welche die Donau zum Ausgangspunkt fantastischer Erfahrungen machen. In der Slowakei erzählt man sich die Sage um die Donaukönigin und einer ihrer Töchter, welche einen Heiratsantrag eines Menschenjungen ablehnte, ihn aber mit Kehrlicht beschenkte, der an Land zu Gold wurde. Engstirnig schmiss der Junge den Kehrlicht weg und bedauerte den Verlust erst als er merkte, dass Überreste zu Gold wurden.³⁵ Flussaufwärts in Süddeutschland ist das weibliche Pendant zum österreichischen Donaufürsten, die Stromkönigin, in diversen Sagen vertreten.³⁶

All diese und natürlich viele weitere Sagen haben eines gemeinsam: sie sind nicht nur mündlich überlieferte Werke damaliger Auffassungen historischer Ereignisse, sondern sie sind pointierte Erzählungen von fantastischen, die Wirklichkeit übersteigenden Ereignissen, die mit realen Begebenheiten, Personen- und Ortsangaben verbunden werden, wodurch der Eindruck eines

³³ Ruoff, Siegfried: Märchen und Sagen entlang der Donau, Tübingen 2002, S. 51f.

³⁴ Zens, Klemens: Wien in Sage und Legende, Wien 1953.

³⁵ Ruoff, Märchen und Sagen, 63-68.

³⁶ Bito Helen, Schabus-Kant Elisabeth: Die Donau - Länder am Strome. Innsbruck 2017, S. 44.

Wahrheitsberichts entsteht.³⁷ Der Begriff „Wahrheitsbericht“ ist natürlich *cum grano salis* zu verstehen, ich sehe darin eher ein Speichermedium für kollektives Risikogedächtnis. Mündliche Sagen und Märchen dienen hier nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Vermittlung. Die Personifizierung des Flusses als rachsüchtige Nixe macht das abstrakte Chaos der Naturgewalt greifbar und dient gleichzeitig als mythische Warnung, um künftige Generationen vor der latenten Gefahr der unregulierten Donau zu warnen. Die Gesellschaft konnte so durch das Medium des Märchens für das Restrisiko sensibilisiert werden, Ursachenforschung ordnet sich den Wahrnehmungs- und Deutungsweisen hier klar unter.

Katastrophen sind historisierbar; nur dadurch werden sie für die hier behandelten Untersuchungen interessant. Sie sind es umso mehr, als sie in ihrer Ereignishaftigkeit, aber auch in der Art, wie sie bewältigt und diskursiv verfügbar gemacht werden, eine besondere Zeitlichkeit aufweisen. Katastrophen werden oft als emphatisch diskontinuierliche Vorfälle erfahren, als Bruch, Umsturz, Wendung; zugleich erfordern sie Gegenmaßnahmen, die einerseits sofort greifen müssen, andererseits [...] nachhaltig zu sein haben.³⁸

Die Schockhaftigkeit der Ereignisse und die Verarbeitung dieser, wie sie zu Beginn des Kapitels eruiert wurden, zwingt die betroffene Gesellschaft unweigerlich zum Handeln. Ein solches Extremereignis erfordert Gegenmaßnahmen, die „einerseits sofort greifen müssen, andererseits nachhaltig zu sein haben“. Genau in diesem Spannungsfeld zwischen der Plötzlichkeit des hereinbrechenden Wassers und dem diskursiven Ruf nach langfristiger Prävention vollzieht sich der in dieser Arbeit untersuchte Bedeutungswandel. Die zunächst als „Plage“³⁹ gedeutete Naturkatastrophe wird durch die Forderung nach dauerhafter Sicherheit in ein politisches und technologisches Großprojekt – die Donauregulierung – überführt. Die historische Katastrophe verliert somit ihre isolierte Ereignishaftigkeit und fungiert stattdessen als Katalysator. Sie wird zu einem Phänomen, das grundlegende gesellschaftliche Machtverhältnisse und langfristige Wandlungsprozesse der Moderne überhaupt erst sichtbar macht. Dennoch lassen sich die tatsächlichen und weniger schönen Ereignisse ungleich des Donauweibchens nicht euphemisieren. Wie nämlich öffentliche Zeitungen über die Katastrophenereignisse der Donau berichten, soll im nächsten Abschnitt nachgegangen werden.

³⁷ Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart 2001, S. 714

³⁸ Willer, Stefan: Katastrophen. Natur – Kultur – Geschichte. Ein Forschungsbericht, In: H-Soz-Kult 13.09.2018., S. 29f.

³⁹ Vorschlag einer sehr einfachen Vorrichtung bey Uiberschwemmungen der Donau und anderer Fluße, das Eindringen des Wassers durch die Mehrungen, in die Höfe der Häuser zu hindern. Wien 1803, S. 9.

4. Trauma und der Ruf nach dem Retter, Phase 2 (Das Hochwasser 1830)

Während die vorangegangene Analyse des späten 18. Jahrhunderts zeigte, wie die Wiener Bevölkerung Hochwasserereignisse primär durch mythologische Personifizierungen (wie das Donauweibchen) und militärische Abwehrversuche verarbeitete, markiert das Jahr 1830 einen Wendepunkt. Der Übergang von der rein schicksalhaften „Heimsuchung“ hin zu einem traumatischen Ereignis, das die Grenzen staatlicher Vorsorge und menschlicher Rationalität radikal aufzeigte, leitete eine neue Phase des Diskurses ein. In dieser Phase des Biedermeiers kollidierte das aufklärerische Ideal der Naturbeherrschung mit der unberechenbaren Realität eines extremen Eisstoßes, was die Stadt Wien in ein tiefgreifendes urbanes Trauma stürzte. Die von der Donau ausgehenden Gefahren aus den 1780ern waren größtenteils bekannt, weshalb bereits unter Josef II. zwischen 1784 und 1787 Inundationsbauten an beiden Seiten der Donau errichtet wurden. Der Gedanke, dass eine Begradigung und Zusammenführung sämtlicher Flussarme in ein Bett eine größere Abhilfe wäre als kleine Dämme und Wälle, kam erst später auf. An die Verwirklichung dieser Idee wurde sich jedoch erst im Jahre 1862 gesetzt, worin der praktische Ursprung der Donauregulierung liegt.⁴⁰ Jahrzehnte zuvor wurde das durch Donaukatastrophen verursachte Leid jedoch noch zurecht beklagt, wie in den folgenden Abschnitten zu lesen sein wird.

4.1 Christlicher Gemeinsinn und die Inszenierung der Obrigkeit

Das Eisstoßhochwasser von 1830 wird in der zeitgenössischen Literatur, allen voran bei Franz Sartori, als ein Ereignis gerahmt, das die Grenzen der menschlichen Rationalität radikal aufzeigt. Sartori konstatiert einleitend eine fundamentale Ohnmacht gegenüber einer Natur, die sich als feindliches Kollektiv gegen die Zivilisation zu verschwören scheint:

Wo ein Verein von Unglücksfällen über die Zeitgenossen hereinbricht, wo Wasser, Eis, Orkan, Feuer, Erdbeben und wiederkehrende Winterstrenge mit verbündeter Kraft sich zu ihrem Untergang verschworen

⁴⁰ Thiel, 1. Teil, 129.

haben, da kann der ohnmächtige Mensch sich nur beugen vor dem Gerichte Desjenigen, in dessen Hand der große Weltenplan liegt und Alles, was darin vorgeht.⁴¹

Diese Semantik der Verschwörung rückt die Natur erneut in die Rolle eines handelnden Subjekts, entzieht ihr jedoch die märchenhafte Greifbarkeit des Donauweibchens und ersetzt sie durch eine apokalyptische Wucht. Besonders aufschlussreich ist Sartoris Reflexion über das Versagen der staatlichen Planung. Er betont, dass man zwar auf eine „ungewöhnliche Katastrophe“ vorbereitet, aber nicht auf ein „Ereigniß gefaßt [war], das außer aller menschlicher Berechnung lag“⁴². Hier zeigt sich im Sinne Stefan Willers die Katastrophe als „empathisch diskontinuierlicher Vorfall“, der die Grenze zwischen dem planbaren Alltag und dem unvorhersehbaren Einbruch zieht. Sartori fragt rhetorisch, „welche Anstalten wären noch zu treffen gewesen, um die Ueberschwemmung zu beseitigen und den Eisgang aufzuhalten!“⁴³ Damit wird die Katastrophe als unvermeidbar gerahmt.

Trotz aller Pünktlichkeit der getroffenen Vorsichtsmaßnahmen überschritt das Ereignis „weit alle menschliche Berechnung“⁴⁴, was als diskursive Rechtfertigung für das Leid fungiert: Die Katastrophe war nicht die Folge menschlichen Versagens, sondern der überwältigenden Übermacht der Natur. Um dieses Grauen für die Leser sinnlich erfahrbar zu machen, nutzt Sartori eine akustische und visuelle Bewältigungsstrategie:

Das Brausen und Toben des Stromes, das Heulen des Sturmwindes, das Geschrei der Bewohner der Erdgeschoße, die Allarmschüsse der Wachen, das Sturmgeläute der Kirchen der bedrohten Vorstädte, Alles dieses vereinte sich zu einem Bilde des Entsetzens ohne Gleichen. Die Schleier der Nacht vermehrten noch das Grauen der furchtbaren Scene.⁴⁵

Die Natur wird hier als chaotische Urkraft inszeniert, die das bürgerliche Ordnungsgefüge der Stadt buchstäblich zerreißt. Allein die Obrigkeit, damit sind Kaiser und Erzherzöge gemeint, vermag den ohnmächtigen Menschen aus seinem Leid zu retten. Der allgemeine, niedere Mensch wird neben den adeligen „Retter[n] aus der Noth“⁴⁶ als „Beute des schrecklichen Wasserandranges“⁴⁷ inszeniert. Dass Sartoris paternalistische Haltung seiner beruflichen

⁴¹ Sartori, Franz: Wien's Tage der Gefahr und die Retter aus der Noth. Authentische Beschreibung der unerhörten Ueberschwemmung der Donau, Erster Theil. Wien 1830, S. 17.

⁴² Sartori, Tage der Gefahr, 17.

⁴³ Sartori, Tage der Gefahr, 17.

⁴⁴ Sartori, Tage der Gefahr, 17.

⁴⁵ Sartori, Tage der Gefahr, 33.

⁴⁶ Sartori, Tage der Gefahr, 76.

⁴⁷ Sartori, Tage der Gefahr, 173.

Laufbahn entspringt, überrascht nach gründlicher Lektüre kaum – seit 1814 wird Franz Sartori beispielsweise im Impressum der „Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat“ als Redakteur angegeben.⁴⁸ Inwiefern Sartori Spielraum hatte, sich negativ über die verfehlte Investitionsmöglichkeit des Staates in Schutzmaßnahmen zu äußern, entspringt eben genannter Information. Es erscheint mir daher schlüssig, folgendes Zitat aus Sartoris Werk mit eben diesem Hintergrund zu beleuchten:

Man hatte sich noch nicht von den Schrecken der unheilvollen Nacht erholt, so sah man die Engel, vom besten der Väter gesendet, in leichten gebrechlichen Nachen die Vorstädte durchschiffen – die Erzherzoge von Oesterreich, Kronprinz Ferdinand, Erzherzog Franz Karl, und der Bruder des Kaisers, Erzherzog Anton Victor, waren es, die nicht den Sturm der Elemente, nicht das Schwanken des unsicheren Fahrzeuges, nicht die Kälte des rauhen Winters scheuten, um den Bedrängten Rettung, Hülfe und Trost zu bringen. Als sie daherfahren [...] da schrie die Menge auf vor Freude und dankte dem Himmel für die Retter in der Noth, denn nun wußte sie, daß der Kaiser ihre Lage kenne und daß er diese Schutzgeister als Unterpfand seiner Vaterliebe den bedrängten Kindern zum Troste geschickt habe.⁴⁹

Da die baulichen Schutzmaßnahmen von 1830 – die Sartori als pünktlich in Ausführung verteidigt – nicht ausreichten, verlagerte sich die Legitimation staatlicher Macht auf die heroische Präsenz der herrschenden Eliten. Sartori nutzt hierfür eine sakrale Metaphorik. Die namentliche Nennung der Erzherzöge, die als „Engel, vom besten der Väter gesendet“ wahrgenommen wurden, welche weder den „Sturm der Elemente“ noch die „Kälte des rauhen Winters“ scheuten, dient dazu, die moralische Überlegenheit der Obrigkeit gegenüber der entfesselten Natur zu demonstrieren.

Diese Stilisierung der kaiserlichen Familie zu „Schutzgeistern“, die als „Unterpfand [des Kaisers] Vaterliebe“ zu den bedrängten Kindern zum Troste geschickt wurden, ist diskursgeschichtlich als Vorstufe zum „hydrologischen Staat“ zu lesen. Der Staat legitimiert sich in dieser Phase noch nicht durch das präventive Verhindern der Flut mittels Technik, sondern durch die paternalistische Sorge im Moment der Not. Das Volk danke dem Himmel „für die Retter in der Noth“, wodurch die politische Hierarchie religiös gefestigt wird. Dieser Paternalismus – der Kaiser als rettender Vater, die Bürger als bedürftige Kinder – markiert den Endpunkt der personifizierten Krisenbewältigung. Wie im folgenden Kapitel gezeigt werden wird, bereitete gerade dieses Trauma von 1830 den Boden für die Erkenntnis, dass die

⁴⁸ Vaterländische Blätter, Informationen zur Zeitung. online unter https://anno.onb.ac.at/info/vlb_info.html.

⁴⁹ Sartori, Tage der Gefahr, 38f.

„Vaterliebe“ langfristig durch „außerordentliche Mittel“, großtechnische Regulierungen also, ersetzt werden musste.

Dass diese Inszenierung des Herrschers bzw. des Stadtfürsten als Retter in der Not kein Alleinstellungsmerkmal der Wiener Katastrophenberichterstattung war, zeigt ein vergleichender Blick flussabwärts. In den Beschreibungen der „Scenen aus Pesth“ finden sich nahezu identische semantische Muster, die den überregionalen Charakter dieses paternalistischen Krisendiskurses unterstreichen. Auch hier wird die Katastrophe von 1838 im Stadtteil Pest zunächst als apokalyptischer Einbruch geschildert, der jede menschliche Planung verhöhnt:

Mittags stürzte unter donnerähnlichen Krachen das Deran'sche Haus am neuen Marktplatz zusammen, als Vorbote noch häufigerer Unglücksfälle durch den höchsten Wasserstand 29' 7'' 8'' herbeigeführt, so wie durch deutliche Spuren von Erdbeben, was uns noch mehr in Schrecken setzte [...] mir und Allen denen [wird dies] als grelles unvergeßliches Bild fortleben, die das Schicksal bestimmt hatte, diese Schreckensscenen anzustarren.⁵⁰

Das Zusammenstürzen von Gebäuden unter „donnerähnlichem Krachen“ und die Erwähnung von „deutlichen Spuren von Erdbeben“ rücken das Ereignis in die Nähe eines biblischen Strafgerichts, das als „grelles unvergeßliches Bild“ im Gedächtnis der Überlebenden verbleibt. Inmitten dieser Schreckensnacht wird die Ankunft der Obrigkeit – hier in Person von Erzherzog Stephan – in einer religiösen Sprache gerahmt, die jener Sartoris in nichts nachsteht:

Erzherzog Stephan erschien in der höchsten Noth, Rettung bringend, ein Engel des Lichts in der Schreckensnacht! Wie ein wahrer Vater seiner Kinder [...] Nun bietet sich dem Beobachter das volle gräßliche Bild der Vernichtung und des Unglücks dar! Erschlagene oder ertrunkene Menschen, Ruinen von Häusern, Möbeln, Gewölbs-Einrichtungen, Waaren begegnen dem scheuen Blick, und zeugen von der Größe der Gefahr, der er entrann. [...] Nach vielen Stunden der Prüfung gefiel es der Vorsehung, das Schicksal der beängstigten Stadt zu mildern.⁵¹

Der Erzherzog erscheint als „Engel des Lichts“ und agiert wie ein „wahrer Vater seiner Kinder“. Diese Metaphorik verdeutlicht, dass die Legitimation politischer Macht im frühen 19. Jahrhundert untrennbar mit der Rolle des physischen Beschützers verknüpft war. Wo die Technik versagte und nur noch das „gräßliche Bild der Vernichtung“ sichtbar war, trat das Herrscherhaus als moralischer Anker auf. Die Deutung, dass es schließlich der Vorsehung gefiel, „das Schicksal der beängstigten Stadt zu mildern“, schließt den Kreis zum christlich-

⁵⁰ Scenen aus Pesth. Schilderung der verheerenden Ueberschwemmung am 13., 14., 15. und 16. März 1838 ; Mit einem Rückblick auf Ofen. Zum Besten der Verunglückten dargestellt von einem Augenzeugen. Wien 1838, S. 7f.

⁵¹ Scenen aus Pesth, 9-12.

fatalistischen Weltbild. Die Rettung wird nicht dem menschlichen Fortschritt, sondern der göttlichen Gnade und dem heldenhaften Eingreifen des gottgewollten Regenten zugeschrieben. Dieser Befund stützt die These, dass vor der großen Donauregulierung ein tiefgreifender Konsens darüber bestand, Katastrophen primär als moralische und nicht als rein bautechnische Herausforderung zu begreifen.

Sartori beschreibt „Scenen aus der Ueberschwemmung – nicht Gemälde der Phantasie, sondern nackte Wirklichkeiten, wie sie sich in diesen Tage der Gefahr in Wien zugetragen haben.“⁵² Dass die Hochwasserkatastrophe von 1830 also nicht nur dokumentarisch, sondern auch fiktional als moralischer Appell verarbeitet wurde, zeigt das dramatische Stück „Die Wassernoth“ von Karl Meisl.⁵³ Auch hier wird die Natur zunächst als eigenmächtige Kraft gerahmt, die den menschlichen Raum gewaltsam beansprucht: „Die Natur / Will ein neues Reich begründen, / Aus der Wehre festem Schoos / Reißt die Wasserflut sich los“⁵⁴. In dieser Schilderung erscheint die Donau erneut als expansives Subjekt, das die baulichen Grenzen, hier die Wehr, gewaltsam sprengt. Besonders bedeutsam für den semantischen Wandel ist jedoch der Dialog zwischen Graf und Gräfin im Angesicht des Grauens. Während die Gräfin noch im passiven Fatalismus verharrt „Lass und bethen!“, markiert die Antwort des Grafen den Übergang zur fiktiven Katastrophenbewältigung: „Nein! hinaus / Um zu retten! / Wo noch Rettung möglich ist. / Laß das Geld mit beyden Händen / Uns verschwenden“.⁵⁵ Meisl inszeniert hier eine Abkehr vom reinen Schicksalsglauben hin zur moralischen Verpflichtung der wohlhabenden Stände.

Das Eingreifen des Schiffers, der die Rettung zwar mit „Gotteshülfe“ unternimmt, aber gleichzeitig die Belohnung des Adels zugunsten der armen Opfer ausschlägt, unterstreicht die neue Qualität des Diskurses. Die Katastrophe wird zum Schauplatz bürgerlicher Tugend und paternalistischer Fürsorge. Dieses Motiv der aktiven Hilfeleistung bildet die unmittelbare semantische Voraussetzung für die darauffolgende Heroisierung des Kaiserhauses, wie sie bei Sartori beschrieben wird. Die „Wassernoth“ wird somit von einer bloßen Heimsuchung zu einer Prüfung des gesellschaftlichen Zusammenhalts umgedeutet. Auch in der Wiener Zeitung kommt der Herausgeber der Wiener Theater-Zeitung, Adolf Bäuerle zu Wort, indem er im Zuge der Katastrophe von 1830 um Spenden bittet. Sein „Aufruf an edeldenkende, wohlthätige

⁵² Sartori, Tage der Gefahr, 131.

⁵³ Meisl, Carl: Die Wassernoth. In: Taschenbuch des kaiserl. königl. privil. Leopoldstädter Theaters für das Jahr 1822, Neunter Jahrgang. Wien 1822, S. 223-234.

⁵⁴ Meisl, Die Wassernoth, 226.

⁵⁵ Meisl, Die Wassernoth, 228.

Menschen“, für die ärmsten Opfer der Donaukatastrophe zu spenden, erscheint nach der Katastrophe für zwei Wochen knapp täglich in der Wiener Zeitung. Mit „eigenen Augen hat sich das edle Publicum Wiens“ selbst überzeugt, „welche Schrecknisse über einen großen Theil der ärmsten Klasse“ gekommen ist.⁵⁶ Die semantische Konstruktion des wohlhabenden Publikums als Augenzeuge des Elends verdeutlicht die enorme soziale Distanz. Das Leid der ärmsten Klasse wird hier fast voyeuristisch zu einem Schauplatz, der die bürgerliche Identität durch den Akt der Wohltätigkeit erst bestätigt. Diese Medialisierung des Leids als Schauplatz der Not könnte nicht nur der materiellen Linderung, sondern auch der Festigung paternalistischer Strukturen gedient haben, indem sie die soziale Distanz durch den Akt der herablassenden Wohltätigkeit überbrückte.

⁵⁶ Wiener Zeitung, 04.03.1830, S. 289.

5. Der Diskurs kippt – Die Semantik der Machbarkeit, Phase 3 (1860-1870)

Die Analyse der Phase um 1830 hat gezeigt, dass die Bewältigung von Donauhochwassern primär auf einer moralischen, religiösen und paternalistischen Ebene stattfand. Das Trauma der Flut wurde durch die heroische Inszenierung von Rettern – vom einfachen Schiffer bei Meisl bis hin zum Kaiser als „Schutzgeist“ bei Sartori – diskursiv aufgefangen. Doch wie das folgende Kapitel zeigen wird, stieß dieses Modell der personifizierten Rettung in den 1860er Jahren an seine Grenzen. Mit dem Hochwasser von 1862 erreichte die Heldenstilisierung des Monarchen zwar einen neuen medialen Höhepunkt, doch gleichzeitig kippte die Semantik. In einer Zeit der rasanten Industrialisierung und des Ausbaus der Ringstraße reichte das Bild der rettenden Adeligen nicht mehr aus, um das Sicherheitsbedürfnis der modernen Großstadt zu befriedigen. Die Berichterstattung der 1860er markiert daher den entscheidenden Bruch. Der Ruf nach dem heldenhaften Retter wurde durch die ungeduldige Forderung nach dem Ingenieur und dem großtechnischen Durchstich ersetzt. Damit begann die Transformation der Donau von einem unberechenbaren, mythischen Reich der Natur hin zu einem rein technischen Verwaltungsobjekt des Staates.

5.1 Der heroische Paternalismus am Scheideweg

Die Berichterstattung über das Hochwasser von 1862 zeigt zunächst eine massive Zuspitzung jener Heldenstilisierung, die bereits 1830 ihren Anfang nahm. Die gesteigerte Dynamik und eine fast soldatische Inszenierung des Monarchen finden sich in den Schilderungen Hofmanns. Er beschreibt die Szenerie nicht mehr als stumme Heimsuchung, sondern als eine Bühne, auf der der Kaiser als aktiver Protagonist auftritt:

Den Rettungskähnen war es fast unmöglich, gegen Wind und Wellen anzukämpfen und selbst die schweren Pontons der Pioniere wurden, ein Spielball der Wogen, hin und her geschleudert. Aber dem Widerstande wuchs auch der Muth; man sah Einen mitten in den tobenden Fluthen unbekümmert um das Brausen der Winde und der Gewässer, [...] Dieser Eine war – der Kaiser und die kundigen Ruderer geleiteten mit sicherer Hand der Strömung entgegen den Ponton an den Ort des Jammers. [...] Trotz der Gefahren, trotz des ungestümen Wetters, gönnte sich der Monarch dennoch keine Ruhe; er erschien Nachmittags wieder

[...] um die mit der Rettung und Verpflegung der Verunglückten betrauten Organe durch sein erhabenes Beispiel anzueifern.⁵⁷

Hofmann stilisiert den Monarchen als jemanden, der unbekümmert und trotz jeglicher Gefahren über der Gewalt der Donau zu stehen versucht. Diese Darstellung überschreitet die bloße Vater- und Schutzgeistrolle Sartoris, der Kaiser wird hier zum präsenten Kämpfer und zum Retter, dessen physischer Mut den Widerstand und den Mut der Helfer erst entfacht.

Diese heroische Aufladung wird durch populäre Schriften wie jene von Carl Munganast gestützt, der die Kontinuität zum paternalistischen Bild von 1830 wahrt, indem er die nach der Katastrophe kursierenden Lieder über den Kaiser verschriftlicht, in dessen 7. Strophe folgender Wortlaut intoniert wird: „Er tröstet all’ die Armen, theilt milde Gaben aus, / Am Kahn als lieber Vater, vor manch’ zerstörtem Haus.“⁵⁸ Einleitend wird die Größe des Hochwassers mit dem knapp 30 Jahre zuvor verglichen: „Anno Achtzehnhundert-dreißig, war eine Wassersg’fahr, / Doch war’s am End’ no braver, wie’s zweiundsechz’ger Jahr.“⁵⁹ Auch das Sonntags-Blatt betont, dass der Monarch nicht nur Pionieren beorderte, sondern „persönlich [...] Hilfe allerlei Art“ leistete.⁶⁰

Doch bricht in diese tradierte Heldenstilisierung bereits eine neue, säkulare Form des Selbstbewusstseins ein. Die Morgenpost formuliert im Februar 1862 einen Anspruch, der über die bloße göttliche Gnade hinausgeht: Man sei „so weit dies in menschlichen Kräften steht, Herr der Situation geblieben“ und die Gefahr sei nun „bemeistert“.⁶¹ In der Verwendung des Verbs „bemeistern“ deutet sich ein fundamentaler Wandel an. Die Natur wird nicht mehr als unantastbares Werk und Gericht Gottes, wie es noch bei Sartori der Fall war, wahrgenommen, sondern als eine Situation, die durch menschliches Handeln kontrollierbar sein muss. Obwohl die Heldenstilisierung des Kaisers 1862 somit einen neuen Höhepunkt erreicht, wird sie zunehmend zu einer hohle Geste, wenn sie nicht durch technische Sicherheit unterfüttert wird. Der Kaiser im Kahn ist 1862 zwar Vater und Ersthelfer, wie es die Berichte suggerieren, doch die Bemeisterung der Donau hat nicht mehr durch heroische Einzeltaten, sondern durch großtechnische Ingenieursleistungen zu erfolgen. Damit steht der Paternalismus am Scheideweg. Er ist 1862 die letzte moralische Instanz, bevor die Verantwortung für das Leben

⁵⁷ Hofmann, F.: Die Überschwemmung von Wien und Umgebung im Februar 1862. Wien 1862, S. 13f.

⁵⁸ Munganast, Carl: Das Hochwasser im Jahr 1862. Wien 1862.

⁵⁹ Munganast, Das Hochwasser.

⁶⁰ Sonntags-Blatt, 09.02.1862, S. 95f.

⁶¹ Morgenpost, 08.02.1862, S. 1-4.

der Bürger endgültig vom Gnadenakt des Kaisers in die Pflichtaufgabe des hydrologischen Staates übergeht.

5.2 Vom Gotteszorn zum Behördenversagen: Die neue Semantik der Schuldzuschreibung

Parallel zur Heldenverehrung etabliert sich 1862 ein neuer, scharfer Topos der Schuldzuschreibung, der die Katastrophe aus dem Bereich des Schicksalhaften in den Verantwortungsbereich der Verwaltung rückt. Das Unglück der Betroffenen und die Bemeisterung der Gefahr erschien nicht mehr als göttliche Prüfung, sondern als vermeidbarer Planungsfehler. Besonders radikal artikulierte sich diese Unzufriedenheit in den populären Jörgel-Briefen. Hier wurde der Vorwurf der Inkompetenz unmittelbar mit dem Vorwurf der bewussten Täuschung verknüpft. Der fiktive Verfasser beklagt Folgendes:

I will fragen, wer und wo sein die Leit, welche bei diesem Unglück eine so große Mitschuld trifft? Man hat uns Wienern offiziell verkündet, daß jede Gefahr vorüber is. – Ferner hat man uns, wie die Gefahr doch kommen is, gesagt, alle Rettungsanstalten sein auf's beste vorbereitet. Beides war eine Lüge!! [...] aber beim Landesbauamt haben's g'sagt, die Gefahr is vorüber, und - 's Landesbauamt muß es wissen. [...] An der Spitze war unser Kaiser. Man muß ihn gesehen haben, in der Brigittenau, in Sturm und Regen, blaß vor Aufregung, anordnend, helfend, rettend, - (da hätt das Landesbauamt was lernen können!) [...] und lang noch werden's in der Brigittenau reden vom Kaiser und vom 4. Februar. Der Zweite war unser Bürgermeister. Der Dr. Zelinka hat sich an dem Tag wirklich große Verdienste um Wien erworben, er is herum gegangen, gelossen, gewaten bis an die Knie im Wasser – er hat allein das gethan, was zwanzig andre – hätten thun können.⁶²

Die Enttäuschung über die dennoch hereinbrechenden Wassermassen entlud sich im harschen Urteil „Beides war eine Lüge!!“. In diesem Text wird das Landesbauamt zum expliziten semantischen Antagonisten des Kaisers stilisiert. Während der Monarch in der Brigittenau im Sturm ausharrte, hätte das Amt von ihm „was lernen“ können. Die Katastrophe wurde somit politisiert und diente zur Delegitimation technischer Behörden. Diese Kritik war keineswegs auf die derbe Volkssprache beschränkt, sondern fand sich in nuancierter Form auch in der

⁶² Jörgel Briefe, 08.02.1862, S. 1-3.

Satirepresse wieder. Der Humorist persiflierte die Unfähigkeit der Verwaltung in folgendem Wortlaut:

Es hat sich in der vorigen Woche so viel des Traurigen ereignet, daß der Stadtchronist, wenn er weinen könnte, Thränen vergießen würde! – aber dann würde er die Ueberschwemmung vermehren, und das kann sein menschenfreundliches Gemüth nicht wollen. Darum stellt er sich an die hohe Fluth der überstandenen Traurigkeiten hin und fängt die Schwemmhölzer und Wracke der Lustigkeit für seine heitere Chronik auf, um die Erwartung seiner holden Leser auch in dieser Woche nicht ganz zu täuschen. [...] Der Uferschutz, die verkehrten Vorkehrungen, die Treppen, Kähne und Schrägen, wo sie nicht hingehören, das ziel- und zwecklose Herumschießen gewisser geschäftig thuender Offiziaten [...] ach wenn der Stadtchronist nur Alle verrebeln könnte! – Aber es wird ja Alles besser werden auch ohne ihn, damit tröstet er sich – wenn wieder eine Ueberschwemmung kommen sollte, so werden die Herren in Zukunft vierzehn Tage vorher die nöthigen Schutzmaßregeln und Schnellhilfsvorkehrungen treffen. – Damit tröstet sich der Stadtchronist – und somit ein Hoch der Landesbaudirektion und dem Gemeinderathe und dem Herrn Bürgermeister!⁶³

Der Spott und zugleich Humor fungiert hier als Instrument der Entzauberung, wie Max Weber den Begriff prägte. Die einstige Ehrfurcht vor der Staatsgewalt wich der Lächerlichkeit des planlosen Apparats, dessen Handeln als bloßer Aktionismus ohne strategisches Fundament entlarvt wurde. Die bittere Ironie, mit der ein „Hoch der Landesbaudirektion und dem Gemeinderathe“ ausgesprochen wurde, verdeutlicht den massiven Vertrauensverlust, damit dieser nicht ganz durchdringt, entschließt sich der Verfasser des Artikels, den Bürgermeister ebenso zu loben, da jener an Seite des Kaiser tatsächlich angepackt haben soll.

Dass diese mediale Empörung eine faktische, ingenieurwissenschaftliche Grundlage hatte, belegen die historischen Aufzeichnungen von Dr. Viktor Thiel. Die Schuldzuschreibung war kein bloßes emotionales Konstrukt der Presse, sondern wurde durch Fachleute technisch unterfüttert. Der damalige Oberbaurat Wex erkannte, dass die baulichen Eingriffe des Staates selbst – insbesondere die Einbaue bei Nußdorf – die Katastrophe erst ermöglicht oder zumindest massiv verschärft hatten. Durch diese Verengungen wurden die Hochwässer in einer „um 4 Fuß größeren Höhe“ in den Donaukanal gedrängt.⁶⁴ Das Hochwasser von 1862 lieferte somit den wissenschaftlichen Beweis dafür, dass die bisherige Strategie der lokalen Schutzbauten verhängnisvoll für die Wiener Vorstädte war:

Die Regulierungstätigkeit beschränkte sich, ohne das Ganze planvoll zu umfassen, auf die Bedürfnisse des Augenblicks, auf die notdürftige Schiffbarkeit des Stromes und insbesondere des Donaukanales. Es wurde

⁶³ Der Humorist, 08.02.1862, S. 3.

⁶⁴ Thiel, Viktor: Geschichte der Donauregulierungsarbeiten bei Wien. 2. Teil, Vom Anfange des XVII. bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts und 3. Teil, Von der Mitte des XIX. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien 1905, S. 88.

nur stückweise gebaut und man ging hiebei in der Inkonsequenz so weit, daß man selbst bei den stückweisen Versicherungen bereits bestehende Werke nicht benützte. Auf diese Weise wurden Millionen verschwendet, weil man nie den Mut hatte, Millionen mit einem Male auf eine umfassende Stromregulierung zu verwenden.⁶⁵

Zusätzlich zur baulichen Kritik traten die sanitären Folgen des Behördenversagens in den Fokus. Hofmann beschreibt die prekäre Lage nach der Flut, in der „Blattern, Masern und Scharlach“ sowie „Typh[us]“ um sich griffen, was er unmittelbar auf die „schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers“ zurückführte.⁶⁶ Die Katastrophe wurde somit gesamtheitlich als staatlicher Fehler begriffen, die Verwaltung hatte weder den baulichen Schutz, noch die hygienische Grundversorgung sicherstellen können. Wenn Der Humorist die Hoffnung artikulierte, die Verantwortlichen würden in Zukunft „vierzehn Tage vorher die nöthigen Schutzmaßregeln [...] treffen, markierte dies den endgültigen Übergang zum technokratischen Zeitalter. Die Donau war kein mythisches Reich der Natur mehr, sondern ein messbares Verwaltungsobjekt, dessen Versagen nun bürokratische Konsequenzen forderte.

5.3 Die Institutionalisierung der Naturbeherrschung

Die aus der Katastrophe von 1862 resultierende semantische Zuspitzung – die Abkehr von der Natur als feindlichem Subjekt hin zur Technik als mangelhaftem Objekt – mündete folgerichtig in eine Phase der umfassenden Institutionalisierung. War die Bewältigung der Donauhochwasser in den vorangegangenen Jahrzehnten noch ein Wechselspiel aus lokalen Notbaumaßnahmen und monarchischer Ad-hoc-Fürsorge, so wurde der Fluss nun endgültig in den Bereich des hydrologischen Staates überführt. Wie Viktor Thiel dokumentiert, gab die verheerende Überschwemmungen den „energischen Anstoß zur neuerlichen Aufrollung der Frage“, was am 8. Februar 1864 zur „Allerhöchsten Entschließung“ und damit zur Einsetzung der Donauregulierungskommission führte.⁶⁷

Die Kommission markiert den endgültigen Bruch mit der Phase des Paternalismus. Ihre Zusammensetzung – ein Gremium aus Vertretern der Staatsministerien, des niederösterreichischen Landesausschusses, des Wiener Gemeinderates sowie der Handelskammer und der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft⁶⁸ – verdeutlicht die

⁶⁵ Thiel, 2. und 3. Teil, 37.

⁶⁶ Hofmann, Die Überschwemmung, 30.

⁶⁷ Thiel, 2. und 3. Teil, 88f.

⁶⁸ Thiel, 2. und 3. Teil, 89.

Transformation des Stroms. Die Donau wurde nicht mehr als mythisches oder religiöses Element mit eigenem Willen gesehen, sondern als Infrastrukturprojekt. Im Vergleich zu Berichten aus Jahrzehnten zuvor, vollzog sich in den Berichten der 1860er eine radikale sprachliche Entmystifizierung. An die Stelle von Schicksal und Gottesgericht, wie bei Sartori und Szenen aus Pesth, traten Begriffe wie Normalprofile, Inundationsgebiete oder Niederwassergerinne in den Zeitungen ab der Beschlussfassung 1869. Der Fluss wurde diskursiv in seine Bestandteile zerlegt und als mathematisch berechenbares Objekt neu zusammengesetzt. Das Aufkommen verschiedenster Zeitungen, welche Architektur oder Bauwesen zum Thema haben, ab Mitte des 19. Jahrhunderts wie beispielsweise die „Allgemeine Bauzeitung“ ab 1836 oder „Der Civiltechniker“ ab 1878, begünstigt diesen semantischen Wandel natürlich.

Die Erkenntnis, dass gerade die technischen Einbaue bei Nußdorf die Katastrophe von 1862 verschärft hatten, führte zu einem neuen Imperativ: Der Fluss und sämtliche Nebenarme sollen in ein Normalbett zusammengefasst werden, sodass Wien und das Nebenland der Donau vor Überschwemmungen geschützt werden. Ferner seien die für den Dampf- und Ruderschiffverkehr herzustellenden Sicherheitsmaßnahmen einzuhalten.⁶⁹ Nur eine einheitliche, großzügig angelegte Gesamtlösung könne die Sicherheit der expandierenden Residenzstadt gewährleisten.

Der entscheidende semantische Durchbruch hin zum Ruf nach Machbarkeit manifestierte sich schließlich in der Debatte um den sogenannten „Durchstich“. Während konservative Planer noch gegen einen Durchstich plädierten,⁷⁰ waren die Mehrheit der Stimmen für eine „Führung der Donau nach einer einen Durchstich bedingten Trasse [...], welche den Strom in seinen natürlichen Lauf zurückbringe“ und somit „die Überschwemmungsgefahr für Wien am gründlichsten behebe und den Bedürfnissen des Handels und Verkehrs und der Entwicklung Wiens am besten zu genügen vermöge.“⁷¹ Der „nationalökonomische Standpunkt“⁷² setzte sich neben der Prävention ebenso infolge zahlreicher, jahrzehntelange andauernder Verhandlungen und Diskussionen schließlich durch. Insgesamt waren zig Pläne verworfen, abgehaltene Diskussionen, Beratungen und schriftliche Abmachungen ins Archiv verbannt worden, sodass über Jahrzehnte hinweg keine nachhaltige Lösung gefunden worden war. Wie Thiel schlüssig

⁶⁹ Thiel, 2. und 3. Teil, 90.

⁷⁰ Thiel, 2. und 3. Teil, 86

⁷¹ Thiel, 2. und 3. Teil, 91.

⁷² Thiel, 2. und 3. Teil, 88.

die aussichtslose Situation dieser krisenbehafteten Jahrzehnte zusammenfasst, soll folgend geschildert werden:

Während die Regulierung des Donaukanals im dritten und vierten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts zwar langsam, aber doch allmählich von statten ging, schwebte ein Unstern über den Arbeiten, welche in den Zwanzigerjahren bei der Einmündung des Kanales vorgenommen wurden. [...] [Man] beging, in schlecht angebrachter Sparsamkeit den verhängnisvollen Fehler, ohne eine Stromregulierung den Donaukanal lebensfähig gestalten zu wollen, und so kam jener Engpaß bei Nußdorf zustande, auf dessen Konto ein nicht geringer Teil der Schuld an den verheerenden Überschwemmungen der Jahre 1830 und 1862 zu setzen ist.⁷³

Dass Thiel die Donauregulierung als „einer erst im Werden begriffenen technischen Kunst“⁷⁴ beschreibt, überrascht retrospektiv aus seiner Sicht natürlich nicht, wenn Jahrzehnte keine baulichen Fortschritte zu sehen waren. Der große Donaudurchstich, war somit die materielle Vollendung eines diskursiven Prozesses. Der Mensch beanspruchte nun die Souveränität, der Natur ihren Lauf nicht nur vorzuschreiben, sondern ihn grundlegend neu zu konstruieren. Mit dem Beschluss zum Regulierungsgesetz von 1869 wurde die Donau endgültig gezähmt. Das einstige Reich der Natur, das bei Meisl noch als unberechenbarer Gegner auftrat, war zu einem rein technischen Verwaltungsobjekt des Staates geworden. Die Heldenstilisierung des Kaiser aus dem Jahr 1862 blieb zwar als dekoratives Element der Monarchie erhalten, doch die tatsächliche Macht über das Wasser lag nun in den Händen der Ingenieure und Kommissionsräte. Die Transformation vom unvorhersehbaren Schicksalsschlag zur staatliche garantierten Machbarkeit war damit, zumindest auf der Ebene des Diskurses, abgeschlossen.

⁷³ Thiel, 2. und 3. Teil, 61.

⁷⁴ Thiel, 1. Teil, 120.

6. Was von der Donau bleibt...

Die vorliegende Untersuchung des Zeitraums zwischen 1770 und 1870 verdeutlicht eine fundamentale Transformation in der gesellschaftlichen und medialen Wahrnehmung der Donauhochwasser in und neben Wien. Dieser Prozess lässt sich als eine schrittweise Abkehr vom transzendenten Schicksalsglauben hin zu einem säkularen Machbarkeitsdogma beschreiben.

In der ersten Phase (1780er Jahre) dominierte ein hochemotionales und apokalyptisches Vokabular, das die Donau als feindliches, unberechenbares Subjekt rahmte. Die gesellschaftliche Ohnmacht spiegelte sich in fatalistischen Narrativen und der mythologischen Personifizierung des Flusses als Donauweibchen wider. Rettungsmaßnahmen blieben weitgehend auf militärische oder brachiale Methoden – wie den Einsatz von Kanonen oder gar Sprengkörpern gegen Eisstöße – beschränkt, während die Bevölkerung im Moment der Katastrophe primär religiösen Beistand suchte. Die zweite Phase (1830) markierte mit dem traumatischen Eisstoßhochwasser einen Wendepunkt, an dem die Grenzen rein schicksalhafter Deutungen sichtbar wurden. Es etablierte sich ein heroischer Paternalismus, in dem die Obrigkeit als „Schutzgeister“ und „Retter aus der Not“ inszeniert wurden. Der Diskurs verlagerte sich hierbei von der passiven Hinnahme zur moralischen Verpflichtung der Eliten zu Hilfeleistungen und Spendenbereitschaft, wodurch die Katastrophe zu einem Schauplatz bürgerlicher und paternalistischer Tugend wurde.

Die dritte Phase (1860-1870) vollendete schließlich den Bruch mit der mythischen Naturwahrnehmung. Die Heldenstilisierung des Monarchen wich zunehmend einer ungeduldigen Forderung nach technischer Expertise und administrativen Lösungen. Das Hochwasser von 1862 wurde nicht mehr als „Gottesgericht“, sondern als vermeidbarer Planungsfehler des Landesbauamts behandelt, was die Entzauberung nach Weber des Naturereignisses einleitet. Mit der Institutionalisierung durch die Donauregulierungskommission wurde der Strom endgültig vom unvorhersehbaren Schicksalsschlag zum rein technischen Verwaltungsobjekt transformiert.

Als Fazit kann ich stolz ziehen, dass die Arbeit den semantischen Wandel der Donauhochwasser sichtbar aufgegriffen hat. Die Donauregulierung war kein rein bautechnisches Projekt, sondern die materielle Konsequenz eines diskursiven Prozesses. Die Bändigung des wilden Stromes war auf dem Papier bereits vollzogen, bevor der tatsächliche Durchstich den physischen Raum neu ordnete. Im Sinne von David Blackbourns Konzept der Eroberung der Natur wurde die Donau

erfolgreich entmythologisiert und in den Dienst eines nationalökonomischen Standpunkts, wie ihn Thiel betonte, gestellt. Der Fluss verlor seine Eigenschaft als autonomes Gegenüber und wurde zu einem berechenbaren Bestandteil der urbanen Infrastruktur. Diese Entwicklung schuf jedoch eine neue Form der Verwundbarkeit: Die Illusion der totalen Sicherheit. Indem die Gefahr aus dem unmittelbaren Sichtfeld und Bewusstsein der Stadtgesellschaft verdrängt wurde, sank die Bereitschaft, mit dem Restrisiko der Natur umzugehen.

Ein Ausblick auf den weiteren Verlauf der Geschichte zeigt, dass die technische Machbarkeit ihre Grenzen hat. Die Hochwasserereignisse von 1899 und 1954 bewiesen, dass auch ein gezähmter Fluss seine zerstörerische Kraft zurückgewinnen kann, sobald klimatische Extremereignisse die Berechnung der Ingenieure übersteigen. Heute im 21. Jahrhundert steht Wien vor einer neuen Phase des Deutungswandels. In Zeiten des Klimawandels und eines wachsenden ökologischen Bewusstseins wird der Ruf nach technischer Beherrschung zunehmend größer auch in der allgemeinen Bevölkerung diskutiert. Die Donau wird heute nicht nur als technisches Objekt oder gefährlicher Feind gesehen, sondern zunehmend wieder als wertvoller ökologischer Lebensraum begriffen. Der Kreis schließt sich somit: Nachdem der Mensch den Fluss ein Jahrhundert lang zu unterwerfen versuchte, beginnt nun eine neue Ära, in der ein kooperatives Verhältnis zwischen Stadt und Strom angestrebt wird, um sowohl Sicherheit als auch ökologische Vitalität zu gewährleisten.

7. Literaturverzeichnis

Bito Helen, Schabus-Kant Elisabeth: Die Donau - Länder am Strome. Innsbruck 2017.

Blackbourn, David: Landschaften der deutschen Geschichte (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 217), Göttingen 2016.

Churbaierische Intelligenzblätter, 12.11.1784, S. 378f.

Churbaierische Intelligenzblätter, 23.03.1784, S. 94f.

Der Humorist, 08.02.1862, S. 3.

Hensler, Karl Friedrich: Das Donauweibchen: Ein romantisch-komisches Volksmärchen mit Gesang in drei Aufzügen. Wien 1798.

Hofmann, F.: Die Überschwemmung von Wien und Umgebung im Februar 1862. Wien 1862, S. 13f, online unter https://books.google.at/books?id=3UhPWL-jgXkC&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=true [07.03.2026].

Hohensinner Severin, Hahman Andreas: Historische Wasserbauten an der Wiener Donau und ihren Zubringern (Zentrum für Umweltgeschichte Bd. 2), Wien 2020.

Hohensinner, Severin: Historische Hochwässer der Wiener Donau und ihre Zubringer (Zentrum für Umweltgeschichte Bd. 1), Wien 2020.

Jörgel Briefe, 08.02.1862, S. 1-3.

Mauelshagen, Franz: Klimageschichte der Neuzeit: 1500 – 1900, Darmstadt 2010,

Meisl, Carl: Die Wassernothe. In: Taschenbuch des kaiserl. königl. privil. Leopoldstädter Theaters für das Jahr 1822, Neunter Jahrgang. Wien 1822, S. 223-234.

Morgenpost, 08.02.1862, S. 1-4.

Munganast, Carl: Das Hochwasser im Jahr 1862. Wien 1862, online unter <https://www.wienvolksliedwerk.at/VMAW/Liedtexte/hochwasser1862.htm>.

Ruoß, Siegfried: Märchen und Sagen entlang der Donau. Tübingen 2002.

Sartori, Franz: Wien's Tage der Gefahr und die Retter aus der Noth. Authentische Beschreibung der unerhörten Ueberschwemmung der Donau, Erster Theil. Wien 1830.

Scenen aus Pesth. Schilderung der verheerenden Ueberschwemmung am 13., 14., 15. und 16. März 1838 ; Mit einem Rückblick auf Ofen. Zum Besten der Verunglückten dargestellt von einem Augenzeugen. Wien 1838.

Sirocko, Frank (Hg.): Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung. von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert. Darmstadt 2009.

Sonntags-Blatt, 09.02.1862, S. 95f.

Thiel, Viktor: Geschichte der Donauregulierungsarbeiten bei Wien. 1. Teil, Von den ältesten Nachrichten bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts. Wien 1903.

Thiel, Viktor: Geschichte der Donauregulierungsarbeiten bei Wien. 2. Teil, Vom Anfange des XVII. bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts und 3. Teil, Von der Mitte des XIX. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien 1905.

Vaterländische Blätter, Informationen zur Zeitung. online unter https://anno.onb.ac.at/info/vlb_info.html.

Vorschlag einer sehr einfachen Vorrichtung bey Uiberschwemmungen der Donau und anderer Fluße, das Eindringen des Wassers durch die Mehrungen, in die Höfe der Häuser zu hindern. Wien 1803.

Wiener Zeitung, 03.03.1784, S. 438.

Wiener Zeitung, 06.03.1784, S. 467.

Wiener Zeitung, 10.03.1784, S. 494-496.

Wiener Zeitung, 13.03.1784, S. 522.

Wiener Zeitung, 16.02.1785, S. 358f.

Wiener Zeitung, 04.03.1830, S. 289.

Willer, Stefan: Katastrophen. Natur – Kultur – Geschichte. Ein Forschungsbericht, In: H-Soz-Kult 13.09.2018, S. 29f.

Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart 2001, S. 714.

Zallinger zum Thurn, Franz Seraphin von. Abhandlung von den Ueberschwemmungen in Tyrol. Innsbruck 1779.

Zens, Klemens: Wien in Sage und Legende. Wien 1953.